

nung auf ihn ausgesetzt wird, besprechen Aza und ihre beste Freundin alle Einzelheiten des Falls bei Applebee's, der amerikanischsten aller amerikanischen Fast-Food-Ketten.

Da ist die Ernsthaftigkeit, mit der Green seine jugendlichen Protagonisten die großen Gefühle der Welt entdecken lässt, allen voran natürlich die Liebe: Aza kennt den Sohn des verschwundenen Milliardärs noch von einem Ferienlager für Halbwaisen, und als sie sich wiedersehen, ist da gleich wieder etwas zwischen ihnen.

Da ist diese Sprache, dank der Green seine Aza und den Milliardärssohn in der Nacht den Sternenhimmel beobachten lassen kann, ohne dass es kitschig oder klischeehaft wirkt. Und da ist diese Liebe zu Nerds, denn natürlich lässt Green seine Protagonisten unter dem Sternenhimmel darüber reden, dass Navi – einer der Sterne aus dem Sternbild Kassiopeia – 550 Lichtjahre von der Erde entfernt ist und dass jeder Blick in den Sternenhimmel deswegen ein Blick in die Vergangenheit ist und niemand wissen kann, ob Navi nicht längst explodiert ist.

Gleichzeitig ist *Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken* auch ein besonderes Green-Buch. Denn es ist nicht die Geschichte eines Mädchens, das sich zusammen mit ihrer besten Freundin auf die Suche nach einem verschwundenen Milliardär macht und sich dabei in dessen Sohn verliebt. Es ist die

Für Green war das Schreiben eine Flucht aus dem eigenen Kopf.

Geschichte eines Mädchens mit Zwangsgedanken und einer Angststörung, die eigentlich Medikamente gegen ihre Krankheit nehmen sollte und regelmäßig ihre Therapeutin besucht und sich zusammen mit ihrer besten Freundin auf die Suche nach einem verschwundenen Milliardär macht. Und das ist ein ziemlich großer Unterschied. Weil es so eine Heldin wie Aza nicht so häufig gibt.

Man könnte sagen, Aza ist eines dieser Mädchen, das immer ein wenig in Gedanken versunken ist, aber so ganz stimmt das nicht. Denn Azas Gedanken sind keine, in denen man versinkt; das Verb versinken klingt nach weichen Daunebetten. Azas Gedanken aber sind eine Spirale, die sich immer weiterdreht und immer tiefer hineinführt in eine Dunkelheit, in der es sonst niemanden gibt. Irgendwann geht es in dieser Spirale nicht mehr um die Highschool und erste Zungenküsse und die Boyband One Direction, sondern um Krankenhausbakterien und den Tod. Wenn man zu tief in diese Spirale hineingerät, kann es passieren, dass man es für eine Notwendigkeit hält, die Wunde am Finger aufzubohren oder Desinfektionsmittel zu trinken.

Green selbst hat gesagt, es sei ihm wichtig gewesen, Azas Krankheit weder zu stigmatisieren noch zu romantisieren. Und er hat ebenfalls gesagt, dass er das Buch eigentlich für sein eigenes 14-jähriges Ich geschrieben hat. Denn Green selbst hat mit Ängsten und Zwangsgedanken zu kämpfen, sein Leben lang bereits.

Die Beziehung zwischen dem Leben von Autoren und ihren Büchern ist kompliziert. Wäre *Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken* ein schlechteres Buch, wenn Green gesund wäre? Natürlich nicht. Hätte er es dann auch schreiben können? Wahrscheinlich schon. Hätte er es dann auch geschrieben? Vielleicht. Vielleicht nicht.

Denn für Green war es lange Zeit so, dass das Schreiben eine Flucht aus dem eigenen Kopf war. Nach dem Erfolg von *Das Schicksal ist ein mieser Verräter* bekam Green Angst, dass er nie wieder ein vergleichbares Buch würde schreiben können. Das Schreiben war nun nicht mehr Lösung, sondern Teil des Problems.

Von all dem erzählt John Green auf Twitter, auf Reddit, auf YouTube, auf Facebook. Vor allem aber erzählt er davon in seinem Buch, verborgen in Azas Geschichte. Und das macht er ziemlich gut.



John Green:
Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken.
Aus dem Amerikanischen von Sophie Zeitz.
Hanser; 288
Seiten; 20 Euro.
Erscheint am
10. November.

Der zwölfte Prinz

Der US-Schriftsteller *Michael Cunningham* jagt moderne Märchenhelden durch ein Albtraumuniversum.

Von Wolfgang Höbel

IM MÄRCHEN tritt die Grausamkeit der Welt deutlicher zutage als in jedem aktuellen Terrorbericht. Menschen werden verstümmelt, ihres Reichtums, ihrer Liebsten oder ihres Lebens beraubt, ohne dass irgendwer zu diesen Schreckenstaten ein Bekennerschreiben verfasst. Königreiche blühen auf oder vergehen, Prinzen erblinden, und Prinzessinnen erstarren in beinahe ewigem Schlaf, nur weil eine kalte, auf keine Begründung angewiesene, offensichtlich willkürliche Erzählinstanz es verfügt.

So verhält es sich auch mit dem Schicksal der Märchenhelden, von denen der Schriftsteller Michael Cunningham in seinem Buch *Ein wilder Schwan* berichtet. Ein derart grotesk unerforschlicher Ratschluss waltet über ihrem Geschick, dass einem von ihnen einmal „ein barbarisches Stöhnen“ entfährt. Es verrät zugleich „Euphorie und unerträglichen Schmerz, wenn es denn einen Laut gibt, der beides zugleich ausdrücken kann“.

Cunningham, Jahrgang 1952, ist berühmt geworden mit seinem Roman *Die Stunden* (1998), der Virginia Woolfs modernen Klassiker *Mrs. Dalloway* auf anrührende Weise neu erzählt und später mit Nicole Kidman verfilmt worden ist. In *Ein wilder Schwan* übermalt, variiert und modernisiert der amerikanische Autor nun ein knappes Dutzend Märchen, die man von Hans Christian Andersen, den Brüdern Grimm oder aus alten Volkssagen zu kennen glaubt. Die Geschichte von *Hänsel und Gretel* zum Beispiel erscheint dreist auf den Kopf gestellt. Die alte Frau, die offenbar irgendwo im Amerika der Gegenwart in einem Lebkuchenhaus im Wald lebt, ist keine Hexe, sondern eine nach Sinnlichkeit und Zuwendung dürstende, auf ihr skurriles Heim stolze, arglose Einzelgängerin; ihre beiden jungen Besucher aber treten auf als gut aussehendes, eitles, von Kopf bis Fuß tätowiertes und gepierctes Schurkenpärchen wie aus einem Oliver-Stone-Film. Das Lebkuchenhaus entern sie mit dem Ausruf „Hey Oma, wie geht's?“, bald ergreifen sie die Gastgeberin, schleudern sie in den Backofen und werfen die Ofentür zu.

Es ist eine hochgebildete, elegante Untertreibungskunst, die Cunningham in diesen Gruselfabeln pflegt, ein Spiel aus heiterer Märchenonkel-Attitüde und greller Aktualisierung. In der Titelgeschichte spinnt der Autor die Andersen-Geschichte von jenen zwölf Prinzen fort, die erst durch den Fluch einer bösen Stiefmutter zu Schwänen verwandelt werden und dann durch einen Gegenzauber wieder vollkommene Menschengestalt annehmen dürfen – bis auf einen der Prinzenbrüder. Cunninghams Interesse gilt dem zum Außen-seitertum verdamnten zwölften Prinzen, der statt eines rechten Arms einen Schwa-

nenflügel mit sich spazieren trägt. Er lebt weder ein richtig glückliches noch ein richtig unglückliches Leben; das ist allerdings intensiver als das seiner Brüder. Abends treibt er sich oft ganz allein in einer Bar am äußersten Stadtrand herum. Dort trinkt er mit einem Froschkönig, der seine Prinzessin verfehlt hat, einem zu ewigem Leben verhexten Hutzelweib und einem anderen Königssohn, der viele Jahre lang vergebens „nach der komatösen Prinzessin gesucht hat, die er wachküssen soll“.

Komisch und klug ist dieses Buch, in dem lauter gestrandete, durch unzurechnungsfähige Götter (oder Erzähler) irrgel leitete Märchenfiguren herumgeistern, als seien sie Gäste der Taverne am Rande der Stadt, die der Schwanenprinz in seinen ruhelosen Nächten besucht. In Cunninghams Geschichten gibt es kein „Und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage“. Die Bilder, die sich der japanische Illustrator Yuko Shimizo für sie ausgedacht hat, zeigen zum Beispiel eine menschliche Harfe mit Händen, Brüsten und einem hohläugigen Mädchengesicht oder das geflochtene Haar der Rapunzel, das eine ganze Landschaft mit Hügel und Schloss und Dorf umschlingt. Zu den Märchen dieses Buches passen Shimizos Bilder perfekt – weil sie eine Welt beschwören, die noch ein bisschen düsterer, beunruhigender und von allen Tröstungen weiter entfernt zu sein scheint als jenes Albtraumuniversum, durch das Cunninghams Helden stolpern.



Michael Cunningham:
Ein wilder Schwan.
Aus dem Amerikanischen von Eva Bonné.
Luchterhand;
156 Seiten; 19 Euro.
Erscheint am
13. November.

